

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Flerold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 20. Juli 1916

Herrn August Schmidts Traum.

Humoreske von G. Brendel.

Der Redakteur des Wochenschriftes „Fauler Kopp“, Herr August Schmidt, erwachte eines Morgens mit einem lauten Aufschrei, und zwar mit einem so lauten Aufschrei, daß seine Frau, die schon in der Küche beschäftigt war, ganz erschreckt ins Schlafzimmer stürzte und nicht wenig Angst bekam, als sie ihren lieben Gatten mit leichtblassem Gesicht und weit aufgerissenen Augen, wie leblos im Bette liegen sah.

„Um Gotteswillen, August, was ist Dir? Ich bitte Dich um alles in der Welt, August, rede doch, was hast Du?“

Schmidt aber rührte sich nicht, er lag noch immer wie leblos da, und stierte wie geistesabwesend nach oben. Erst als Frau Schmidt ihn in ihrer Angst noch lauter angerufen und ihn tüchtig an den Schultern gerüttelt hatte, brachte er mühsam die wenigen Worte hervor: „Wo bin ich denn eigentlich?“

„Wo Du bist?“ rief nun Frau Schmidt. „Zu Haus bist Du, bei Deiner lieben, guten Frau, bei Deiner Bertha, in Deinem Schlafzimmer liegt Du, in Deinem Bett!“

Schmidt schien die Worte seiner Frau verstanden zu haben, denn seine Gesichtszüge entspannten sich etwas, und schon deutlicher kam es über seine Lippen: „Zu Haus bin ich, in meinem Bett?“ Und nachdem er einen langen Seufzer getan hatte, sprach er mit klarer Stimme weiter: „Dann war es also nur ein Traum, Gott sei Dank!“

Auch Frau Schmidt ahmete erleichtert auf, da ihr aus den Worten ihres Mannes klar geworden war, daß ihn weiter nichts als ein böser Traum so beunruhigt und geängstigt hatte, und sie war nun froh, als sie ihn wieder bei vollständiger Besinnung vor sich sah.

„Aber, lieber August“, hub sie an, „was Du mir für einen Schreck eingejagt hast! Ich glaube schon Wunder was Dir passiert sei, aber ich bin nun beruhigt, da ich weiß, daß nur ein böser Traum die Ursache Deines schrecklichen Zustandes war.“

„Aber was für ein Traum, ich sage Dir, er war geradezu furchtbar“, warf Herr Schmidt dazwischen.

„Das will ich gern glauben, lieber August, und es wird nun das Beste sein, wenn Du gar nicht erst wieder einzuschlafen versuchst. Stehe nur sofort auf und ziehe Dich an, und dann wollen wir gemütlich zusammen Kaffee trinken.“

Herr Schmidt tat, wie ihm von seiner Frau geheißen war, und eine Viertelstunde später saßen Beide beim Morgenkaffee.

„Nun mußt Du mir Deinen schrecklichen Traum oder mal erzählen“, meinte Frau Schmidt.

Herr Schmidt war damit erst gar nicht einverstanden, aber auf das Drängen und Zureden seiner Frau, ließ er sich denn doch herbei, folgendes zu berichten:

„Wie ich Dir schon sagte, liebe Bertha, es war ein furchtbarer Traum, denn denke Dir, mir träumte, daß ich gestorben war, und alsbald befand ich mich im Jenseits. Anfangs wußte ich nicht, in welchem Teile des Jenseits ich mich befand, ob im Himmel oder in der Hölle; die Dämonen aber, die ich bald erkennen sollte, ließen mich schnell erdulden, daß ich in der Hölle war. Denn denke Dir, all die Menschen, über die ich mich die vielen Jahre lang in meinem Wochenschrift in Wort und Bild lustig gemacht hatte, all diese Menschen, aus allen Berufsständen, stürzten über mich her, und nahmen für den Spott und Schimpf, den ich ihnen durch mein Blatt angetan hatte, schreckliche Rache an mir.“

„Mein Gott, das ist ja entsetzlich“, fiel ihm seine Frau ins Wort.

„Ja, sage Dir ja, es war ein furchtbarer Traum, aber hör' nur weiter, ich will Dir jetzt die Einzelheiten erzählen.“ Herr Schmidt leerte erst seine Kaffeetasse, seine Frau tat das Gleiche, und dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Raum, als ich im Jenseits angekommen war, kam mir eine nach tausenden zählende Menschenmenge entgegen, die mir in drohender Haltung den Empfang bereitete. Es waren Studenten, Leutnants, Unteroffiziere, eine Menge Geizhals und schließlich ein Haufe Diensthöfen, männlichen und weiblichen Geschlechts. Alle diese fielen mit Säbeln, Knippen, runden Säbeln, und allen möglichen Arten Knüttelgegenständen über mich her, und wollten mich durch, bis ich braun und blau war. In der Nähe stau-

den wohl mehrere hundert Professoren. Du weißt ja, die zerstreuten Professoren: Diese beteiligten sich nicht an der Schlägerei, dafür aber brachten sie in ein lautes Hohngelächter aus und brachten mir schließlich eine ohrenbetäubende Regenmüße. Es dauerte nicht lange, da verging mir Hören und Sehen, und ich wie bestunnt zur Erde und hörte nur noch, wie mir eine mächtige Stimme ins Ohr brüllte: „Das war die Einleitung, Fortsetzung folgt!“

„Entsetzlich!“ bemerkte Frau Schmidt, die bis jetzt sprachlos zugehört hatte.

„Ach“, seufzte ihr Gatte, „es kommt noch viel schlimmer, liebe Bertha, höre mich nur weiter an.“

„Als ich aus meiner Betäubung erwachte und die Blinde wieder aufzurichten wagte, sah ich mich wieder von einigen hundert Menschen umgeben, deren Haltung mir sofort verriet, daß sie meine freundschaftlichen Gefinnungen gegen mich beglitten. Es waren meist junge Leute, und jeder von ihnen trug ein großes Bündel Papier unter dem Arm. Bald erkannte ich sie denn auch, und ich bekam keinen geringen Schreck, denn es waren Dichtlinge. Sie begrüßten mich mit einem großen Hallo und zwangen mich, ihre Witze und Gedichte anzuhören. Und nun las mir jeder einige hundert Witze und beinahe ebensoviel Gedichte vor. Um mir die Leute günstig zu stimmen, lobte ich alles, jeden Witz belachte ich aus Leidenschaft, und jedes Gedicht pries ich als schwungvoll und formvollendet. Wenn ich aber glaubte, die Leute mir dadurch zu Freunden zu machen, dann hatte ich mich geirrt. Es bemächtigte sich ihrer plötzlich eine furchtbare Wut, und einer von ihnen, ein großer, harter Kerl, trat aus dem Kreis heraus, stellte sich dicht vor mich hin und schrie mir zu: „Was, Du Erzähler, Du wagst es, dieselben Manuskripte jetzt gut zu nennen, die Du uns seiner Zeit aus dem Redaktionsbureau hinausgeworfen hast, oder die Du uns als alt und unbrauchbar zurückgeschickt hast? Wir alle wollten für Deinen „Fauler Kopp“ arbeiten, aber Du hast uns alle schöne abfallen lassen.“ Und nun brach die ganze Menge in ein furchtbares Wutgeschrei aus, sie drangen auf mich ein, der Kreis um mich herum wurde immer enger, und schließlich in einem Anfall von Raserei, schlugen sie mir ihre Manuskripte um die Ohren, so lange, bis dieselben in Millionen kleinen Papierschnitzeln, Schneeflocken gleich, in der Luft umher flogen. Ich war froh, als man mir endlich eine Gasse frei ließ, aus der ich entklimpfen konnte, und nun rannte ich, was ich rennen konnte. Einer von ihnen rief mir noch nach, indem er damit wohl einen besonderen Witz machen wollte: „Das ist unsere Rache, Fauler Kopp, Du!“

„Ich lief immer weiter, aber nur, um in ein neues Unglück hineinzurufen, denn mit einem Male sah ich mich in einem Hausen von Kunstmalern gegenüber. „Ha“, riefen diese, als sie mich erbllickten, „da ist er ja, der Kerl, der sich so oft über uns lustig gemacht hat!“ Und mit diesen Worten warfen sie ihre farben durchdrängten Pinsel nach mir, und als sie mir bis auf den Leib gerückt waren, schlugen sie ihre vollen Farbenslöpfe auf meinem Kopfe entgegen. Ich rannte noch immer, und während des Rennens hörte ich, wie man mir nachschrie, was wohl auch ein Witz sein sollte: „Dem haben wir's aber angestrichen!“

„Zimmer weiter rannte ich, wie ein gekochter Wild; was sollte ich auch anders tun, um der Gefahr zu entgehen, aber anstatt Ruhe zu finden, stellten sich mir immer neue drohende Menschenmassen in den Weg, und gerade jetzt, wo ich glaubte, mich verschauen zu können, sah ich mich so gar von zwei Seiten angegriffen. Von links kamen die Sonntagsgänger, von rechts mindestens tausend Radfahrer. Die Sonntagsgänger schossen nach mir, und wenn sie auch, wie immer, schlecht schossen, so traf mich doch, und das wohl auch nur durch Zufall, eine Kugel, was bei den vielen, die mir nachgeschandt wurden, nicht wunderbar erscheinen konnte. Diese eine Kugel aber genigte, um mich zu Boden zu strecken, und nun fuhr die tausend Radfahrer, jeder einzeln, über mich hinweg, und als der letzte mich überfahren hatte, verlor ich die Besinnung.“

Bis hierhin war Frau Schmidt den Schilderungen ihres Mannes mit gespannter Aufmerksamkeit und ohne Unterbrechung gefolgt, jetzt aber konnte sie nicht umhin, mal wieder mit einem: „Entsetzlich!“ einzufallen.

„Ja, ja, liebe Bertha“, bestätigte Herr Schmidt, „es war entsetzlich, aber

nun laß mich nur zu Ende berichten.“ Und er erzählte weiter:

„Ich weiß nicht, wie lange ich in meiner Betäubung gelegen haben mag, kurz und gut, nach einer gewissen Zeit kam ich wieder zu mir und sah mich neuerdings von Menschen umgeben; diesmal waren es Frauen. Es waren alles alte Frauen, mit böshaftern und meist runzeligen Gesichtszügen, aus ihren Augen blitzten Groll und Jörn, Grimm und Wut, und mir wurde ganz unheimlich zu Mute, als ich ihre wütenden, nichts Gutes verheißenden Blicke alle auf mich gerichtet sah. Es waren, wie ich sofort erriet, die Schwiegermütter, und an ihrer Spitze, gleichsam als Führerin, da stand, denke Dir, Bertha — da stand Deine eigene Mutter.“

„Aber, August, ich bitte Dich, spötle nicht!“ schrie Frau Schmidt dazwischen und sprang vom Stuhl auf. Auch Herr Schmidt war aufgestanden und hatte mit vieler Mühe erst wieder seine Frau zu beruhigen, ehe er in seiner Erzählung fortfahren konnte.

„Na also“, erzählte er nach dieser Unterbrechung weiter, „Deine Mutter ergriff nun das Wort und hielt mir eine lange Moralpredigt. Den Worten laute ich nicht mehr, aber es war eine jener unendlich langen Strafpredigten, wie sie sie mir zu ihren Lebzeiten so oft gehalten hat, in der sie mir Bosheit, Niederträchtigkeit, Falshheit und andere Fehler und Untugenden zum Vorwurf machte. Dafür aber, meine Witze, die ich zu meinen Lebzeiten genügend gebüßt, daß ich aber bei all meiner Schleichheit auch noch die Frechheit besaß, mich über ehrwürdige Schwiegermütter lustig zu machen, dafür gebührte mir noch eine Extrarache, und mit diesen Worten erhob sie ihre gewaltige Faust, die anderen Frauen folgten alle ihrem Beispiel, und auf ein Kommandowort von ihr überfielen mich nun alle und verarbeiteten mich wohl eine Stunde lang mit ihren Fäusten.“

„Es trat nun eine kleine Pause ein, während welcher die Schwiegermütter plötzlich verschwanden, aber ebenso schnell tauchten andere noch schrecklichere Frauengestalten auf, die ich sofort als alte Jungfern erkannte. Mein Gott, waren das Schreckgestalten, genau so häßlich und gräßlich, wie ich sie tausendfach in Wort und Bild in meinem Blatte gezeichnet hatte. Wie bei den Dichtlingen, trat eine, es war wohl die älteste und auch häßlichste, aus der Mitte der Schar heraus, und sprach zu mir: „Wir haben in unserem Blatte beschaffen, daß Du für den Spott und Schimpf, den Du uns Jahre hindurch in Deinem Blatte angetan hast, zur Strafe eine von uns heiraten sollst. Wir werden jetzt Jagd auf Dich machen, und diejenige, welche Dich zuerst erwischt, soll Dich zum Manne haben. Also renne!“

„Das letztere ließ ich mir nicht zweimal sagen, denn sofort durchzuckte mich der Gedanke, vielleicht austreten zu können. Ich rannte also, was ich konnte, und hinter mir her nun die ganze Horde alter Jungfern, ihre knöchernen Arme lang nach mir ausgestreckt, und alle befehl von dem Wunsche, mich zum Manne zu kriegen. Die Angst muß mich wohl Riesenschritte haben machen lassen, denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß die Entfernung zwischen mir und den alten Jungfern immer größer wurde. Da sah ich in meiner Angst und Not in weiter Ferne eine einsame Hütte liegen, und in der Hoffnung, dort eine sichere Zuflucht zu finden, lenkte ich meine Schritte dorthin.“

Ich erreichte sie auch glücklich, ohne von den alten Jungfern erschöpft worden zu sein, und im Inneren der Hütte brach ich erschöpft zusammen. Es wahrte nicht lange, da kam aus dem Hintergrunde der Hütte ein alter Mann und trat zu mir hin. Es war ein ehrwürdiger Greis von großer und noch kräftiger Gestalt und schneeweißem Bart- und Haupthaar. Ich sagte Vertrauen zu ihm, und auf seine Frage, was mich hierher führe, gestand ich ihm alles, sagte ihm, wer und was ich sei, und bat um Gnade vor seinen Augen und um seine Hilfe.

Aber ach, da kam ich schon an, statt in eine Zufluchtsstätte war ich in die Höhle des Löwen geraten; denn kaum, daß ich dem Alten meinen Namen und Stand verraten hatte, brach er in ein furchtbares Hohngelächter aus, und schrie: „Was, Du bist der Schmidt vom „Faulen Kopp“? Das freut mich ja barbarisch, daß ich Dich endlich mal unter vier Augen sprechen kann, das war ja schon lange mein Wunsch, und nun treibst Du Dein eigenes Schicksal in meine Arme, so daß ich endlich mal mit Dir abrechnen kann.“

Und nachdem er wieder ein schauerliches Hohngelächter ausgestoßen hatte, das mir durch Mark und Bein ging, brüllte er weiter: „Weißt Du, wer ich bin? Ich bin ein ehemaliger alter Abonnent Deines Blattes, jahrelang habe ich den „Faulen Kopp“ gehalten, jahrelang habe ich den dummen Quatsch darin gelesen, die alten faulen Kalauer mir gefallen lassen, diese alten Witze, die ich schon alle mal in meiner frühen Jugend gelesen hatte, und als ich Dir einmal in einem höflichen Brief Vorstellungen darüber machte, da gabst Du mir im Briefkasten mit groben Worten zur Antwort, daß ich mich doch um meine eigenen Angelegenheiten kümmern sollte und nicht um Sachen, die mich nichts angingen, und von denen ich nichts verstand.“

Das brachte mich alten ehrwürdigen Mann so furchtbar in Jörn und Wut, daß ich einen Herzschlag bekam, welcher mein irdisches Dasein beendete. Jetzt aber, jetzt bietet sich mir die Gelegenheit Wache zu nehmen, und ich werde diese Gelegenheit voll und ganz ausnutzen.“

„Und da“, nachdem er ein wahres Triumphgeschrei von sich gegeben hatte, während seine Augen vor Wut wie feurige Kugeln glühten — da erhob er seine gewaltige Rechte und haute mir eine so furchtbare im wahren Sinne des Wortes „höllische“ Ohrfeige, daß ich einen gellenden Schmerzensschrei ausließ.“

„Und dann?“ fragte Frau Schmidt, indem sie sich erhob.

„Und dann“, seufzte Herr Schmidt weiter, „dann war es aus.“

„Das dachte ich mir“, fuhr sie fort, „denn das war der Schrei, auf den ich so erschreckt ins Schlafzimmer gestürzt kam, wo ich Dich in Deinem traurigen Zustand vorfand. Aber laß nur gut sein, es ist ja nun alles vorbei, und es war ja auch nur ein Traum, und Träume sind Schäume. Im übrigen, lieber August, ist es jetzt auch Zeit, daß Du in Dein Bureau gehst.“ Davon wollte Herr Schmidt erst gar nichts wissen, er wäre heute am liebsten zu Hause geblieben, seine Frau aber redete noch auf ihn ein, machte ihm ein besonders gutes Frühstück zurecht, holte schließlich seinen Mantel herbei, half ihm hinein und reichte ihm seinen Hut und Stod. So ausgerüstet und von seiner forgernden Gattin noch mit den schönsten Worten bis zur Tür geleitet, machte sich Herr August Schmidt endlich auch auf den Weg nach seinem Redaktionsbureau, wo er noch heute nach wie vor seines schrecklichen Amtes waldet.

Was man wünscht.

Stimme aus dem Leben, von Hermann Wagner.

Wenn ich an meine frühesten Jugend zurückdenke, dann finde ich, daß eigentlich recht wenige Tage in meiner Erinnerung als Glückstage haften.

Meine Kindheit war trüb und düster, denn die schweren, materiellen Sorgen, mit denen meine Mutter zu kämpfen hatte, lasteten ahnungslos auf mich.

Ich war verschüchtert und scheu und hatte es frühzeitig gelernt, mich zu ducken. Wo andere lachten, da lagte ich nicht mit, da mir das wie ein Unrecht schien. In meinen dürftigen Kleider stelte ich wie ein Häuflein Elend, denn der Kaffee, und die Kartoffeln, meine und meiner Mutter Hauptnahrung, waren nicht sonderlich geeignet, mich dick und rotwangig zu machen.

Und Wünsche hatte ich damals eigentlich gar keine, da auch diese mir wie ein Unrecht vorkamen.

Nur eines Wunsches erinnere ich mich, und diesen hatte ich, als ich mit meiner Mutter einmal nach einem Ausflug im Gasthaus bei einem Teller Suppe saß.

Neben uns am anderen Tisch saß ein bieder Herr. Er hatte eine Serviette vorgebunden und tat sich an Braten gütlich. Und neben der Bratenstüffel stand noch ein kleinerer gläserner Teller mit einem roten Etwas, und dieses rote Etwas waren Preiselbeeren. Auf ihnen lagen meine Augen wie gebannt.

Meine begehrlichen Blicke mochten meiner Mutter wohl aufgefallen sein, denn sie stieß mich an und fragte: „Bub, dumme — was hast denn?“ „Ach, Mutter“, sagte ich, „ich möchte gar zu gern einmal Preiselbeeren essen!“

Aber meine Mutter sah mich nur mitleidig an:

„Geh, schäm dich!“ — bemerkte sie mich. Und ich schämte mich wirklich.

Später, als ich schon in die Schule ging, mußten sich unsere Verhältnisse wohl etwas gebessert haben, denn es

kam zuweilen vor, daß ich Preiselbeeren essen konnte.

Diese besseren Verhältnisse schienen auch der Grund gewesen zu sein, weshalb ich von jetzt ab öfter Wünsche hatte, Wünsche, die tief empfunden waren, aber nur selten in Erfüllung gingen.

Mein vertiefter Wunsch war sicher der, ich möchte eine Taschenuhr besitzen.

Eine Taschenuhr — wozu eine Ungeheuerlichkeit!

Es gab in der sechsten Volksschulklasse, in der ich damals saß, nur einen Jungen, der über eine Taschenuhr verfügte, und dieser Junge war der Sohn eines Mannes, der kurzweg der Millionär hieß.

Ich sah das Großwahnsinnige meines Verlangens denn auch bald ein und begnügte mich damit, von einer Taschenuhr fortan nur zu träumen. Dies freilich besorgte ich in einer ausschweifenden Weise. Noch niemals hat in meinen Träumen jemand so viele Taschenuhren besessen, wie ich.

Dabei zählte ich sehnüchlich die Jahre und Tage, die mich von dem Besitz dieses geliebten Gegenstandes etwa noch trennen konnten.

„Mutter“, sagte ich eines Tages, „als ich eben wieder umständliche Berechnungen angestellt hatte, wenn ich aus der Schule kommen werde, wirst du mir dann etwas schenken?“

„Warum?“

„Nur deswegen — ich möchte so gern eine Uhr!“

Worauf mich meine Mutter ganz fassungslos ansah und nur das eine äußerte:

„Du bist verrückt!“

Womit mein Wunsch natürlich in einer abgrundtiefen Verfertigung verschwand.

Als ich einige Jahre später dann auf dem Gymnasium war, besaß ich nicht nur eine Taschenuhr, sondern auch die dazu gehörige silberne Kette.

In dieser Zeit wurden die Wünsche in mir immer zahlreicher und vielseitiger. Aber dadurch, daß ein Wunsch immer sogleich den anderen ablöste, ging mir die Tatsache, daß kein einziger sich erfüllte, nicht sonderlich zu Herzen.

Bis eines Tages all mein Sehnen, all mein Hoffen in dem einen Verlangen kulminierte: „O lieber Himmel — befähige ich doch einen Schnurrbart!“

Dieses Begehren war nicht so lächerlich, als es vielleicht scheint, denn in unserer Klasse gab es einen Schüler namens Fiedler, der tatsächlich so etwas wie einen Schnurrbart hatte.

Er war daher auch der Älteste all seiner Mitschüler, denn mit seinem Schnurrbart war natürlich auch eine grenzenlose Freiheit gegenüber den Professoren, eine imponierende körperliche Stärke und der Besitz einer langen Studentenpeife verbunden.

Ich studierte in jener Zeit mit großem Eifer den Inferatenteil verschiedener Zeitungen und bat jene Fitmen, die Mittel zur Erzielung eines imponanten Bartes empfahlen, um Zusendung von Prospektten.

Diese Prospektte sammelte ich, ohne freilich jemals imstande zu sein, von ihnen Gebrauch zu machen.

„Ach, hätte ich doch zehn Kronen, damit ich mir eine Dose garantiert echtes Harasin bestellen könnte!“

Aber leider hatte ich keine zehn Kronen, und so blieb meine Oberlippe auch weiterhin kahl.

Das bereitete mir tiefen Kummer. Und dann hatte ich eines Tages wirklich einen Schnurrbart.

Er war zwar nicht groß, machte mir aber immerhin Vergnügen. Den Gipfel meiner Wünsche bildete er freilich längst nicht mehr. Denn ich war ja „erwachsen“ und über derlei „Kindereien“ längst hinaus.

Ich hatte das Gymnasium verlassen und arbeitete als Praktikant in einem Bureau. Ich arbeitete fleißig und strebsam, aber ich arbeitete ohne Lohn. Und das war mein Kummer.

Ich kannte jetzt nur ein Ziel, das wert war, angestrebt zu werden, und dieses Ziel hieß: Geld!

O, wie beaufachte ich mich an dem Glauben, daß einmal ein Tag kommen müsse, an dem ich mein erstes Gehalt empfing! Was ich da tun würde, war gar nicht auszudenken!

Vor allem würde ich mir ein Paar echte Lederhandschuhe kaufen, einen Stod mit Horngriff, ein Fläschchen Parfüm, ein Paar gelbe Schuhe und ein rotfedenes Taschentuch. Dann würde ich täglich ins Kaffeehaus gehen, um die Zeitungen zu lesen und um zu rauchen, und auch ein Gasthaus würde ich mir aussuchen, in dem ich ein Stammglas bekommen und von der Kellnerin stets mit meinem Namen begrüßt würde. Auch Wiffentarten würde ich mir drucken lassen, Goethes gesammelte Werke

würde ich mir kaufen, ferner ein Konversationslexikon und einen photographischen Apparat, letztere zwei Gegenstände gegen monatliche Ratezahlungen. Und dann würde ich jeden Sommer eine Reise machen: einmal nach Schweden, ein zweites Mal nach Italien, ein drittes Mal nach der Schweiz.

O, es war herrlich!

Inzwischen machte ich für die zu kaufenden Waren die besten Bezugsquellen ausfindig, schickte durch die Kaffeehausbesitzer, notierte mir die Namen jener Firmen, die gegen Rate liefern und fertigte detaillierte Reisepläne an.

Und wartete auf Geld.

Ich erhob meinen ersten Gehalt mit dem Gefühl eines Menschen, dem sich die Tore aller Erkenntnis geöffnet hatten.

Und ich ging hin, kaufte mir ein Paar Lederhandschuhe, einen Stod mit Horngriff, ein Fläschchen Parfüm, ein Paar gelbe Schuhe und ein rotfedenes Taschentuch.

Und angetan mit all diesen schönen Sachen nahm ich meinen Weg nicht ins Kaffeehaus, o nein — ich nahm ihn zum Denkmal des alten Fürsten Bismard, vor welchem Elsa mir das erste Rendezvous — damals sagte man leider noch nicht: Stelldichein — befristet hatte.

Wer Elsa war?

Meine Braut natürlich!

Denn was bedeuteten mir die schönsten Kaffeehäuser, was Goethes gesammelte Werke, was alle Sommerreifen der Welt, wenn ich sie mit dem Eindruck verglich, den Elsa auf mich machte!

Dieser Eindruck war ein unaussprechlich tiefer, sozusagen unaussprechlich, und um ihn nur einigermaßen zu paralyzieren, gab es nur einen Weg: den Weg der Ehe!

Denn daß ich heiratete würde, das war nun eine selbstbeschlossene toffigere Sache, und was noch zweifelhaft blieb, war nur der Zeitpunkt, an dem ich diesen letzten und größten meiner Wünsche erreichen würde.

Nun, an mir sollte es wahrlich nicht liegen; was in meinen Kräften stand, das wollte ich redlich tun!

Dieses schloß ich Elsa feierlich zu, während ich unter Bismards distrettem Lächeln ihren ersten Kuß empfing.

Ja, und ein paar Jahre später heiratete ich wirklich. Ob ich von dieser Zeit an noch Wünsche empfunden habe, weiß ich so genau nicht zu sagen.

Was ich dagegen mit aller Bestimmtheit behaupten kann, ist dieses: daß ich seit meiner Verheiratung noch niemals einen Wunsch geäußert habe.

Nie!

Dazu ist meine Frau da!

— A n d i e r i c h t i g e S c h m i e d e. Vater: Junge, spring mal sofort zum Arzt. Tante ist krank geworden, trotz ihrer Pferdenatur.

Junge: Zum Kobarzt, Vater?

— O r t h o g r a p h i e s c h w a c h. Minna (an ihren Feldgrauen schreibend): Nun weh ich im Augenlid wirklich nicht, ob Alexander mit „l“ oder „d“ geschrieben wird!

— B e t r a c h t u n g. Bankbeamter (im Felde, als er mit seiner Mannschaft ein Terrain zu überqueren hat): Gefährliches Terrain das, keine Bäume, keine Gräben, ... wie ein fauler Wechsel steht man da, gar keine Dedung!

— G e w u h n h e i t. A.: Bei einer Schleichpatrouille hat sich Krause das Eisenkreuz verdient.

B.: Das glaube ich wohl, darin hatte er von jeher etwas los, besonders wenn er nachts heim schlich, damit seine Frau nichts merken sollte.

— D e r r e c h t e M a n n a m r e c h t e n D e t. Student: Ja, im Pumpen bin ich ein Genie.

Rommilione: Aber Mensch, da bewirb dich doch um den Posten des russischen Finanzmitstlers.

— D e r N a c h t s w ä r t e r. Untel: „In den Polargegenden ist es Monas' lang ununterbrochen Nacht!“

Reffe (Student): „Ja, wann kommt man denn da eigentlich zum Schlafen?“

— D a s m o d e r n e E i n m a l e i n s. Beim Einlösen des Einmalens wird Friseur gefragt, wieviel 6 mal 7 sei.

Der Kleine antwortet hierauf: „6 mal 7, das ist — die „dide Bertha.“

— L i e b e s b e w e i s. „Haben Sie etwas für mich, Herr Briefträger?“